

Kleine Erinnerung an Anna

Vor etwas mehr als zehn Jahren ist Anna an den Folgen eines Verkehrsunfalles in Wien-Donaustadt gestorben. Anna war 29 Jahre alt und blind. Sie ist mir in lebhafter Erinnerung, obwohl ich nur einen Tag mit ihr verbracht habe.

Eine Freundin hatte sie an einem Sonntag mitgebracht, es war schönes Wetter, wir wohnten damals in einem kleinen Haus mit Garten am Stadtrand, und an diesen Sonntagen blieben häufig Freunde mit ihren Kindern bei uns hängen. Open house nannte man das damals. Man trank, spielte Federball, die Gespräche handelten meist von den Erlebnissen der vergangenen Woche: von den Intrigen am Institut, von der Arbeit in Planungsbeiräten, von den Vor- und Nachteilen städtischer und privater Kindergärten und von den Sommerplänen.

Anna ist den ganzen Tag geblieben. Vielleicht wegen der Kinder, die um den Gartentisch herumturnten und die unsere Gespräche in kleine Stücke portionierten. Sie hatte wohl nicht oft Gelegenheit, mit Kindern zusammen zu sein.

Anna wollte Lehrerin werden, nicht an einer Blindenschule, ihr Ziel war es, eine ganz normale Klasse mit sehenden Kindern zu unterrichten. Sie hatte ihr Augenlicht am Ende der Volksschulzeit verloren, ihre ganze Erinnerung an Farben und Licht bezog sie aus dieser Zeit. Sie hatte die Pädagogische Akademie absolviert, aber ihr trotziger Plan, allein eine eigene Klasse zu führen, hatte sich als undurchführbar erwiesen. Als wir sie kennenlernten, studierte sie - ausgestattet mit einem Stipendium - eine damals beliebte Fächerkombination an der Universität und wohnte in einem Studentenheim.

Was an ihr auffiel, waren ihre großen wäßrigen Augen mit stark erweiterten Pupillen, und daß sie hastig und rasch trank; wir schlossen uns an und unser bescheidener Kellervorrat an Rotwein wurde im Laufe des Nachmittages aufgelöst.

Anna war weder besonders hübsch noch freundlich, aber sie lachte viel. Ihr Sprechen war - wo paßt das Wort schlechter und besser zugleich? - luzide: hell, voll Imagination und erstaunlicher Plastizität im Ausdruck und zugleich einschüchternd boshaft. Natürlich war sie der Mittelpunkt der Runde, die anderen kannten sich seit langer Zeit, Annas Geschichten waren dagegen neu und sie genoß die Situation, die von Stunde zu Stunde weniger einem Gespräch mit vielen Verzweigungen und unberechenbaren Abschweifungen als vielmehr einem Frage-Antwortspiel glich, in dem die Rollen von Fragenden und Antwortenden verteilt waren. Sie formulierte pointiert und exakt, und es war nicht unterscheidbar, ob das, was sie sagte, tatsächlich auf eigenem Erleben oder auf gut reproduzierbarer Kenntnis der Literatur beruhte. Vielleicht konnte sie es selbst nicht so genau unterscheiden, und es spielte an diesem Nachmittag keine Rolle.

Daß die belesen war, daß seltsamerweise die Schrift und nicht der Ton im Mittelpunkt ihres Tages stand, daran ließ sie keinen Zweifel. Natürlich las sie auch Blindenschrift, aber die Übertragungen erschienen nur langsam, und sie wäre, sagte sie, angewiesen auf die Selektion, die seitens der Auswahlkommissionen und Lektoren getroffen wurden. Sie hätte einen anderen Weg gefunden. An der Universitätsbibliothek kannte sie einen Bibliothekar, einen Historiker, der ganz nach ihren Wünschen im Katalog recherchierte und sie jede Woche mit neuen Büchern versorgte. Neuerdings rief er häufig bei ihr an, machte selbst Vorschläge und reservierte für sie Bücher, die sie gar nicht haben wollte, dann aber aus Höflichkeit doch für eine Woche entlehnte. „Ein netter Mensch“, sagte sie, „ein wenig aufdringlich, aber hilfreich und sehr präzise.“ Sie lachte. Aber was sie mit den vielen Büchern mache? Ein Kollege im Heim und ihre Mutter lasen ihr vor. Der Kollege an Wochentagen, ihre Mutter an Wochenenden, so verarbeitete sie, wie sie sagte, sehr große Mengen.

Ihre Mutter war vollständig zur Vorlesemaschine geworden, die Wochenenden bestanden neben dem gemeinsamen Essen und den von der Mutter geforderten Spaziergängen aus Lektüre. Die Mutter strengte das Vorlesen sehr an, weil sie ja beim lauten Lesen, beim Konzentrieren auf das Artikulieren des Textes, vielfach den Sinn des Gelesenen nicht mitbekomme; sie spräche dann selten über den gelesenen Text, auch mit dem Kollegen im Heim nicht, einfach weil sie keine Lust dazu habe. Sie habe genug zu tun und wenn die anderen nicht verstünden, was sie vorlesen, dann war das nicht ihr Problem.

Ihr Problem war, daß beide schlecht lasen. Sie ermüdeten rasch, lasen ohne Rhythmus und Melodie, Dialoge würden, statt sich auf die Wiedergabe des Textes zu beschränken, mit der Theatralik von Schulaufführungen vorgetragen. „Die Stimme senkt sich am Satzende und hebt sich bei Fragen und solch ein Unsinn, und man möchte nicht glauben, wie viele grammatische Fehler beim Vorlesen passieren.“ Das anzuhören, wäre am Anfang mühsam gewesen, als sie noch auf die Stimme geachtet habe.

In letzter Zeit könne sie aber die Schrift hören. Sie wäre mehr und mehr in der Lage, alle prosodischen Merkmale des Gehörten auszublenden und den Laut als Buchstaben, den Satz als Zeile, den Abschnitt als Seite zu hören. „Es ist so: Wenn Du jetzt mit mir sprichst, so höre ich weniger Deine Stimme, als daß ich Deinen Text höre. Ich glaube, ich kann sogar Abteilungszeichen hören.“ Mit ihren Hörübungen hatte sich ihr Interesse für Typographie entwickelt. Sie hatte sich alte Drucklettern verschiedener Größe und mit verschiedenen Schnitten aus der Helvetica und Bodoni besorgt, eingefärbt und reliefartige Bilder, großformatige Buchstabenpiktogramme auf Papier hergestellt (einige davon, die sie uns genau beschrieben hat, müssen nun im Besitz ihrer Mutter sein).

Sie erzählte von einem linguistischen Experiment. Versuchspersonen wurde ein Film mit Mundbewegungen vorgespielt, der in einigen Details falsch synchronisiert war. Während die Probanden das Tonband ohne Film eindeutig in der einen Weise decodierten, kamen sie bei Betrachtung des Bildes mit Ton zu einem anderen, aber ebenso eindeutigen Ergebnis. Das Experiment belege, daß man nicht nur mit den Ohren, sondern auch mit den Augen hören könne, denn die Probanden hatten sich nicht „ver-hört“, als die den Film gesehen und gehört hatten, sondern das Gehirn könne nicht unterscheiden, ob die Informationen visuell oder auditiv in das Innere gespiegelt wurden. Man könne somit mit den Augen hören. Und wenn man mit den Augen hören könne, dann könne man mit den Ohren sehen.

Und das sei ihr Alltag, seitdem sie das Licht verloren hatte. Durch Geräusche entstünden Räume, wobei es für das informationsverarbeitende Gehirn gleichgültig sei, durch welchen der Sinne die jeweilige Information das Organ betritt. Sie könne durch den Klang sehr wohl Tag und Nacht unterscheiden, die Dunkelheit habe einen eigenen Klang, ebenso wie die Helligkeit für sie durch Geräusche hörbar wird. Daß sie sich manchmal irre, sei eine andere Frage. Im übrigen gehe sie sehr gerne ins Kino. Sie lacht, daß wir gar nicht wüßten, wie wenige Filmstars es in

den Filmen, die sie hört, gebe. Viele haben dieselben deutschen Synchronsprecher und außerdem entdeckte sie in winzigen Nebenrollen die Stimmen der Stars wie Al Pacino oder Jack Lemmon.

Am liebsten wäre sie im übrigen Schauspielerin am Theater. Zum einen weil sie sich Texte gut merken könne, zum anderen weil ihre Existenz, die doch von ihrer Blindheit geprägt sei, im Grunde die eines Schauspielers sei. „Der Schauspieler“, sagte sie, „ist, wenn er allein auf der Bühne steht, ein Blinder. Die Lichter verlöschen im Zuschauerraum, er sieht nicht, zu wem er spricht, aber alle sehen ihn. Er ist der, der gesehen wird, ohne einen einzigen zu sehen, wie ein Blinder.“

Natürlich habe sie Musik gemacht, sie habe Flöte und Klavier gelernt und habe, wie das für Blinde üblich sei, gemeinsam im Chor gesungen. Aber das war nicht die Musik, die sie mochte. Sie erzählte von Konzerten einer italienischen Rocksängerin, bei denen sie mit einem Freund gewesen war und die sie bewundert habe. Als sie zwanzig war, wäre sie gerne Rockgitarristin und Sängerin gewesen. Sie habe sogar Angebote gehabt, bei einer Wiener Band mitzumachen, die eine Sängerin suchte. „Aber das geht nicht. Es wäre sensationell gewesen für die Band, nicht nur einen weiblichen, sondern einen blinden weiblichen Gitarristen zu haben. Aber es wäre eben immer nur sensationell gewesen, ohne Aussicht einmal nicht nur sensationell zu sein.“

Das Problem im Studentenheim wäre nicht das Alleinsein, im Gegenteil, das Problem wären die Studenten, die männlichen Studenten. Offenbar zögen blinde Frauen einen bestimmten Typus oder vielleicht alle Männer an. Der Reiz liege vielleicht in der Schamlosigkeit, in der fehlenden Notwendigkeit von Scham, da sie nicht gesehen werden könnten. Scham entstünde ja nicht von innen, sondern von außen. Man schäme sich nicht, weil man nackt ist, sondern weil man nackt gesehen wird. Der Blick sei wie ein Netz, das sich um die Haut legt und Scham produziert, fehle aber dieser Blick, so würde das offenbar von vielen als befreiend empfunden.

Was sie von den Sehenden unterschied, war nicht so sehr das aktuelle Fehlen des Lichts und der Farbe, sagte sie, sondern die ständige Sorge um die Erinnerung an das vergangene Licht und an die Farben. Es gehe ihr mit Bildern wie uns mit Stimmen. Man vergißt Stimmen von Verstorbenen sehr leicht, und es ist schwierig, sie zu rekonstruieren. Dasselbe gilt bei ihr für Bilder und Farben, sie stehen nicht mehr ständig zur Verfügung und werden, da sich an ihrer

Blindheit so bald nichts ändern werde, auch nicht mehr zur Verfügung stehen. Natürlich habe sie Erinnerung an die Farben und an künstliches und natürliches Licht, wie wir alle. Aber während wir diese Erinnerung an ein bestimmtes Licht und an einen bestimmten Farbton jeden Tag auffrischen könnten, müsse sie sie als Erinnerungen im Gedächtnis suchen, stets mit der Angst, daß sie nicht mehr vorhanden seien wie die Stimme des toten Vaters und der toten Großmutter. Wenn diese Erinnerung versagte, wäre sie erst wirklich blind.

Niemand habe das übrigens besser beschrieben als Vladimir Nabokov, und sie hätte schwören können, daß Nabokov und nicht Borges blind gewesen sei.

Ernst Strouhal, Wien Mai 1999